

Nr. 78. Bromberg, den 3. April. 1935

Erde über dem Meer

Roman einer kämpfenden Jugend.
Von Edzard H. Schaper.

(4. Fortsetzung.)

„Sieh, deine Mutter war von hier. Dein Vater nahm sie mit auf eine Fahrt, sie blieben in seiner Heimat. Aber dort fühlte sie sich nicht glücklich. Und dann, als du geboren werden solltest, hatte sie ihn überredet, in ihr Land zu wandern. Sie kamen hier an; und kaum war deine Mutter vom Boot, kamst du zur Welt. Zwei Tage später starb sie, und Vater blieb hier. Ich pflegte dich und versorgte ihn. Seitdem bin ich hier. Ich war damals noch jung, mußt du wissen!"

„Andreas war seit unserer Hochzeit auf der zweiten Reise. Da blieb er fort. Und dann traf es sich, daß deinem Vater die Frau und mir der Mann fehlte. Wir beide haben die unsern nicht vergessen können. Weißt du — damals, in der ersten Zeit dachten die Leute, wir beide, dein Vater und ich, würden ein Paar. Aber nein — das ging nicht. Er hatte deine Mutter sehr geliebt — und ich... den... meinigen. Ja..." und Andrea sieht in die Lampe wie in eine Hoffnung, die sich verzehrt und immer neu gestärkt wird

„Ja..." sagt Braak leise, und er weiß nicht, zu wem er das sagt. Ob zu den Wänden dieses stillen Hauses, zur Lampe im Flur, zum Meer da draußen, das Menschen nahm und Menschen gab, oder zu Andrea, die gab und nahm, die gegeben hatte und der genommen war, ohne alles Maß für unsere Gedanken.

„Sieh, Braak", sagt sie plötzlich, nun kann ich wie im Himmel leben; keine Sorge habe ich mehr."

„Ja. Aber du hast auch viele gehabt, Andrea."

„Ja", sagt sie... und hört auf in einem gedachten Satz. „Sag, wohin wirst du gehen?"

„Auf den Holm! Aber das weißt du doch."

„Ja, ich wußte es. Wenn es dir nur nicht so gehen wird, wie es deiner Mutter ging!"

„Glaubst du, ich hätte so viel von ihr?"

„Ja. Keiner kann los davon."

„Ja..."

„Sieh, und wenn du die ganze Welt umsegeltest, du müßtest doch zurück!"

„Woher weißt du das, Andrea?"

„Ich weiß es nicht."

„Und dann kannst du es sagen?"

„Ja. Ich fühle es so. Ich kannte dich als Kind, Braak. Für dich gab es immer etwas zum Suchen. Ich glaube, es gibt Menschen, denen Gott etwas versprochen hat vor ihrem Leben; das müssen sie suchen, wenn sie Mensch geworden sind. Ob aufrecht oder bucklig, gekrochen oder gegangen, es muß so sein, bis daß sie es finden! Ich will meine Lampe brennen lassen; vielleicht kannst du sie auf dem Holm sehen."

„Ja, tue es nur..." — „Wirst du auf die Gräber achtgeben," fragte er zum Schluß.

„Ja", sagte sie; „natürlich."

„Gut", murmelte er, „ich muß nun fort. Der Mond ist aufgegangen, und wir wollen fahren!"

„Nehmt ihr etwas mit, zum Bauen?"

„Nein — Erde!"

„Sieh", sagt Andrea lächelnd, und sieht über das Lampenlicht hinweg in die Silberstraße des Mondes, „da hast du ja etwas zum Suchen!" Und wie Braak durch den Garten geht und beide Türen hinter ihm gefallen sind, weiß er nur, daß Andrea das meiste, was sie dachte, verschwiegen hat. Ob seine Hand auf ihrer Stirn es zurückhielt? Er kann nicht weiter nachdenken. Eine Tür öffnet sich, Lichtschein strahlt auf die Häuser, und Hanns und Christian treten den Weg zum Hafen an. Erst beschließt er es anders und geht eilig voraus.

Wenig später gehen drei Boote aus dem Hafen. Sie liegen schwer und tief. Dunkel bauschen sich die Segel, solange sie im Landschatten sind. Dann, weiter draußen, wo das Mondlicht über den Skränten strahlt, schweben sie grau und zart über das Meer. Sachte greift die Brise hinein und füllt sie wie große Paniere. Mit leisem Rauschen entschwinden sie vom Land. In jedem Boot steht einer aufgerichtet am Steuer. Hier Kristen, da Hanns und dort Braak. Der ist abgefallen und liegt am weitesten nach Osten zu. An Andrea denkt er und wendet den Kopf zum Land. Da — ihr Licht leuchtet. Aber seine Lippen werden hart und schmal, und er mustert das gluckende Wasser und die Ferne, über der ein weißer Hauch schwebt. Und später, wie sie in Hammarens Höhe sind, fängt er leise an zu singen. Das Lied derer, die nach Österland fuhren.

Das ganze Boot weiß er mit Erde gefüllt. Und auf dieser stillen Fahrt, bis daß Erik ans Steuer kommt, möchte er hingehen und seinen Kopf darein legen. Vielleicht schlafen — vielleicht wachen, er weiß es nicht genau. Am Ende doch: Jedes Erdkorn fühlen, und leben — leben!

Viele Schiffe fahren auf dem Meer. Sie treiben, sie haben ihren genauen Kurs, sie werden verschlagen, sie kreuzen und mühen sich mit allen widrigen Winden ab. Die Fischer treiben mit ihrem Garn; selten stehen sie im Winde und senken die Grundangel. In den Sommernächten segeln sie unter der Küste, so weit sie reicht, und fischen Hering. Das ist einträgliche und stille Arbeit. Aber die Boote, die schwer und mühsam im flauen Wind ins offene Meer halten, haben es härter. Und ihre Leute gönnen sich keinen Feiertag, keine Rast.

An einem Morgen im Frühling landeten sie mit den ersten Schaufeln Erde am Holmen, sie machten sechs Plätze aus und begannen die Erde auf die kahlen Klippen zu schütten. Sie brachen zusammen auf dem Gestein, sie holten sich Schrammen und Wunden, sie bekamen harte Lippen und ein durstiges und finsteres Auge. Das alles können Tage und Nächte auf dem Meer einem Menchen als Erbe vermachen. Und sonst — nur die Sehnsucht nach Ruhe. Aber die kann erst kommen, wenn die Erde sechs Hand breit hoch auf den Steinen liegt.

Braak und seine fünf fahren in einer Nacht auf der Mondstraße zum Holm und kommen nach zwei Tagen wieder zurück. Daß sie zurückkommen, verwundert keinen.

So mag der Lauf der Dinge die Menschen machen. Die sechs gönnen sich ein paar Stunden Ruhe, und dann verholen sie das erste Boot zum Brachfeld. Wieder prasselt die Erde ins Boot, wieder liegen am Abend drei schwere, trächtige Schiffe randvoll im Hafen und steuern mit dem ersten guten Wind hinaus ins Meer. Und hinter den Fenstern am Lande sieht man die Köpfe; sie schütteln sich, und die Mienen werden finster.

Alle haben geglaubt, nach dem ersten Versuch gäben sie es auf, aber nein, doch nicht — sie kommen von dieser Fahrt zurück und lasten aufs neue, um wieder aufzubrechen, in hellen oder dunkeln Nächten, an Tagen, wo die Wellen gefährlich nah ums Dollbord schwappen. Noch sieht man es dem Holm nicht an, daß sich zwölf Fäuste an ihm zu schaffen machen.

Sie haben die dritte Fahrt hinter sich und kommen eines Abends zurück. Sie schindeten sich einen Tag und noch die halbe Nacht und sind müde zum Umfallen. „Sieh", sagt Braak zum kleinen Christian, der mit ihm fährt, weil Erik und Kristen gern zusammen sein mögen, „sieh, was sind da viele Menschen am Hafen!" Christian geht nach vorn, kommt zurück und sagt: „Ja, es ist viel Volk am Hafen. Es kribbelt nur so; was mag da geschehen sein?" Sie werden ein bißchen unruhig, denn es kommt nicht alle Tage vor, daß man soviel Leute beisammen sieht. Daß es etwas Gutes ist, was sie am Hafen versammelte, sieht man später, beim Näherkommen. Alle schreien und lachen durcheinander, und schwere Körbe schleppen sie zu den Hütten und Schuppen. „Sicherlich haben sie gut gefischt!" sagt Braak, und der kleine Christian nickt ihm zu mit großen leeren Augen. Sie kommen in den Hafen. Ja, Braak hat recht, heute war ein Großfang! Die Netze rissen unter den vielen Fischen. Eins nach dem andern von den drei Booten kommt herein. Soll man sich da nicht etwas ärmlich vorkommen? denken sie; wir kommen leer und die kommen randvoll!

Hanns Jensens Frau steht nicht an der Mauer wie sonst. Hanns sieht sich um nach allen Seiten und sieht sie drüben unter den andern glücklichen Weibern neben den Fangbooten schwatzen. Das gibt eine Falte um seinen Mund. „Herrje!" ruft Kirsten dann, „Hanns kam ja!" und läuft hinüber zu ihm. „Du glaubst gar nicht, wie gut sie alle gefischt haben", sagt sie aufgeregt; „also so viel, und so guten Fisch. Du mußt es dir unbedingt ansehen!" Aber Hanns will nicht. „Schlafen will ich", sagt er und geht in sein Haus. Kirsten mit den Nachbarinnen hinterher.

„Ja, es ist nicht leicht, vom Erdefahren zu leben", sagt sie laut, daß er es hören kann. Da schrumpft Hanns Jensens Gesicht zusammen, und sein Nacken duckt sich. Und wie sie zu Hause immer noch solche Reden führt und ihm begeistert vom Großfang der andern erzählt, geht Hanns bald wieder fort. Zuerst an den Hafen, in sein Boot. Aber auch da kann er es nicht aushalten. Er klettert hinüber zu Braak. „Du, Hanns?" sagt der verwundert. „Ja, hier ist es schöner", sagt er und wirft sich auf die Bank. Da weiß Braak, wie es steht. „Das erste Haus bauen wir für dich", sagt er nach einer Weile. Hanns antwortet nicht.

Später kommt der kleine Christian zurück. „Tobias Jensen meint, wir könnten nicht noch mehr Erde aus dem Brachfeld nehmen", berichtet er stockend. „So, meint er das?" „Ja; er sagt, es ist wegen der Gefahr für sein Haus, wenn einmal Flut kommen sollte!" „Dann mag er seine Erde behalten", sagt Braak. „Hanns", fängt er an, „hast du Zeit? Dann wollen wir uns einen andern Platz suchen." Hanns hat Zeit. Sie gehen los und finden unten, weiter an der Küste zwischen Sandkaas und Gudjhem, einen schönen Platz; tiefes Wasser zum Anlegen für die Boote, und die Erde etwas feucht, weil es zu Regenzeiten hier sumpfig werden kann. Im Dämmern laufen die beiden über die Wiesen, auf denen die ersten Blumen blühen. Viele gelbe Dotterblumen. „Sieh", sagt Hanns, „wenn es erst bei uns so aussieht. Ja, wenn es überhaupt bei uns so aussehen kann!" Darauf sagt Braak nichts. Aber nach einer Weile packt er den andern bei den Schultern und sieht ihn an.

„Hanns, laß dich nicht dumm machen, wenn sie schwatzen. Sie haben noch nicht mit dir gehungert; also sollten sie ruhig sein. Aber ich weiß, vielleicht steckt Gamle Per dahinter und die andern, die uns lächerlich machen wollen!"

„Ja, weißt du", stöhnt Hanns, „schwer ist es ja, abseits zu stehen und nichts zu haben, wenigstens nichts, was man ihnen zeigen könnte; schwer ist das."

„Aber sieh", sagt Braak, „wir sind ja auch nicht Bauern fürs Heute. Wir säen etwas, was fruchtbar sein wird für längere Zeiten als für einen Sommer, ein Jahr, ein Leben. Daran mußt du denken, Hanns, wenn du es schwer hast. Die andern fangen sich einen Hering und stopfen ihn ins Maul, und dann...?"

„Na ja, du hast recht", sagt Hanns, und das Leben wird ihm wieder leichter.

„Weißt du was? Wir wollen ein paar Weiden und Ellern schneiden und sie in die Wasserlöcher stecken. Paß auf, sie gehen an. So etwas kommt leicht, und wir haben etwas Grün auf dem Holm."

„Daran habe ich auch schon gedacht", sagt Hanns, und sie kommen mit den Stecklingen auf ihr Boot und sind vergnügt. Der große Christian wartet schon auf sie und geht mit Hanns zum Essen. Braak hat sich mit Erik und Kristen versprochen, denn der kleine Christian macht ein heimliches Gesicht und muß für heute abend an Land. Wohin? Es fragt ihn keiner danach. Braak ist froh, daß er das Leben über ihrer einsamen Arbeit noch nicht vergessen hat, daß ihn sein Heute nicht vom Gestern trennt wie es Hanns Jensen geht und — ja, und Kristen und Erik.

Die beiden sitzen zusammen unter der Lampe, und Kristen zeichnet eine Karte. „Vergiß nicht, da liegt Högebur..." „Nein, nein, es kommt schon mit drauf..."

„Und dort Tyveskaer..."

„Ja, auch Tyveskaer..."

„Aber du mußt sie nicht so weit auseinanderbringen", sagt Erik. „So? Ist es zu weit?" fragt Kristen und sieht nachdenklich in die Lampe. — „Ja, du hast recht", sagt er, „es sind vielleicht doch nur zehn Bootslängen zwischen ihnen, und auf meiner Karte mögen es an die dreißig sein!"

„Ach, ihr Schriftgelehrten", sagt Braak und setzt sich neben Kristen „Sieh", sagt Kristen, und seine Augen leuchten auf, er legt seine Hand auf Braaks Schulter „Sieh her, was da steht." Sein Finger wandert über den gezeichneten Holm und stockt an einer Stelle. Und Braak liest eine stecknadeldünne Schrift: „Braaks Haus."

„Junge", sagt Braak, „ich wollte, es wäre so leicht gebaut wie gezeichnet." „Ja", sagen sie, „ich wollte es auch; dann wären unsre Häuser nicht nur auf der Karte. Was glaubst du, wieviel Erde wir noch brauchen?"

„Jetzt hat einer seine Erde. Wir sind aber sechs!"

„Ja, ja", und sie denken: „Ich bin der eine oder der ist der eine, und ihm helfen wir, daß er uns hilft." Kristen legt die Papiere zur Seite. „Ach", sagt er, lehnt sich zurück und macht die großen Augen zu. „Ich weiß nicht, es will mir nicht mehr so recht von der Hand!" „Wie meinst du das, Kristen?" Kristen schweigt und zuckt die Achsel. Dann lächelt er und legt den Arm um Braaks Schulter. „Laß", sagt er, denk nicht über das Geschwätz nach!" „Kommt", sagt Braak, hier bekommt man keine guten Gedanken. Heute ist es so sternenklar. Wir wollen raufgehen zu Andrea; sie wird etwas Schönes für uns haben, und das tut einem so gut. Oder — willst du zum Vater, Kristen?" Kristen sieht ihn an. „Nein", sagt er, „da ist nicht mehr gut sein!"

„Und deshalb vielleicht geht es dir nicht mehr von der Hand wie früher?"

„Vielleicht", sagt Kristen. Gamle Per sagt, es würde so weit kommen, daß er darben muß, nur weil ich auf den Holm will und nichts verdiene! Dir gibt er die Schuld!"

„Und die andern — meinen die dasselbe?"

Und Erik nickt. Kristen sieht fort.

„Aus dem Loch also kommt der Wind?" sagt Braak.

„Ja — ja", sagen sie tonlos.

„Kinder", schreit er plötzlich, und es ist etwas an ihm, das ihnen beinahe Furcht einflößt —, „laßt sie darben, was sie „darben" nennen! Entweder — oder!" Und plötzlich redet er ganz leise: „Was wollt ihr denn?" Erik schlägt ihm auf die Schulter; und aus dem dunkeln Lukaf klettern sie hinaus in die milde Nacht. Sie stehen eine ganze Weile am Hafen und gehen dann am Strand entlang, bis Andreas Lampe ihnen leuchtet. Dort oben sitzen sie dann und trinken Hyltebaer-Toddy, obgleich es warmes Wetter ist. Dann gehen sie wieder in die Boote und wollen sich gerade in die Kojen legen, als der kleine Christian an Bord kommt und sie zusammenruft, weil er überall noch Licht sieht.

„Seht her", sagt der kleine Christian und hat glänzende Augen und sein vergnügtestes Gesicht. „Heute wollen wir Arche Noah sein!" Und aus seiner Mütze, die er in der

Hand trug, bringt er zwei Igel zum Vorschein, zwei stachlige Klumpen, die er auf den Tisch legt. „Und", verkündet er geheimnisvoll, „das bleiben nicht nur zwei, müßt ihr wissen, das wird eine ganze Familie werden. Ich dachte, etwas Lebendiges auf dem Holm ist doch ganz schön."

„Aber woher hast du sie denn, Christian?"

„Ja" — und Christians Eifer wird ihm zum Verhängnis — „wir gingen oben bei Möllebakken vorbei, und mit einem Male hören wir es fauchen und trippeln; ich seh nach und finde die zwei, denen das gute Wetter ins Blut gestiegen war. Da nahmen wir sie einfach mit!"

„So. Da nahmt ihr sie mit?"

„Ja — ja", stottert Christian, und die andern lachen. „Na ja", brummt er plötzlich und wird rot. „Ihr seid aber auch Schleicher!"

„Nein, Christian..."

„Na ja, war ja dumm, das zu erzählen", sagt er und bekommt listige Augen. Dann packt er seine Igel zusammen und legt sie in eine Ecke. Ein bißchen Brot dazu. „Die nehmen wir mit", sagt er unwiderruflich und fängt an sich auszuziehen. Kein Wort sagt er weiter und hat nur schwimmende, glückliche Augen, wie ein Kind an Weihnachten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wolf mit der Kuhglocke.

Tierskizze von **Otto Elingen.**

Es war Nacht. Der Bauer Oliwenza Salvatierra wickelte sich fester in die Decken und schlief eine Weile. Draußen blies der Föhn von der Höhe Benabarre. Die Pyrenäen waren in Aufruhr und schickten Schauer in die Täler, so daß sich Mensch und Vieh bis unter die Haut angegriffen fühlten. Oliwenza wälzte sich. Da war es ihm, als ob aus der Schafhürde ein Stöhnen komme, ein Blöken, aber ganz hell, voll niederträchtiger Angst.

Salvatierra, ein riesiger Katalonier, richtete sich auf. Das Stöhnen schnitt ihm ins Herz. Es war wie damals in Afrika, wo dem Kavalleristen auf dem Vormarsch gegen die Berber einmal das Pferd unter dem Leibe niedergeschossen wurde. Ein Querschläger hatte sich in den Nieren versackt und riß das Tier augenblicklich um. Das Blöken aus der Schafhürde jetzt war nur noch fürchterlicher, so entsetzlich zerfetzt und abgerissen, so trost- und hoffnungslos stach es in das Trommelfell.

Der Bauer warf sich in die Stiefel, im Hemd raste er aus der Steinhütte in die überdeckte Hürde. Da verließ ihn für Sekunden der Mut. Der Riese prallte zurück, seine Augen traten aus den Höhlen, die Hand mit dem Leuchtspan zitterte. Oliwenza hörte nichts, kein Blöken mehr, er sah nur noch einen Wolf, ein unheimlich struppiges und verhungertes Tier, wie es wimmernden Schafen die Flechsen und den Hals aufriß, blindlings und planlos nach allen Seiten rupfte und zerrte, Blut schleckte, immer wieder schnappte und biß.

Nur für Sekunden verließ den Katalonier der Mut. Dann quollen Wut und Haß in ihm auf. Die Adern traten zu Strängen hervor. Oliwenza Salvatierra warf sich auf das Untier und packte es an den Hinterläufen. Da schnappte der Wolf herum. Der Kienspan flackerte am Boden und beleuchtete das schauerliche Bild: die Herde voll Todesangst in die Ecke gepreßt, dann Wolf und Mensch, die sich von der Seite her in die Augen sahen. Blutiger Geifer troff dem Raubtier aus dem Rachen, seine Lichter funkelten. Aber der irre Glanz in den Augen des katalonischen Bauern war dem Wolfsgeflacker noch überlegen. Oliwenza warf sich über den Räuber, als sei der bloß ein verwilderter Wachköter. Die mächtigen Bauerntatzen griffen die Halsschlagadern und die Gurgel des Wolfes. Der bäumte sich auf mit fletschendem Gebiß und stieß mit den Vorderläufen an die Brust Oliwenzas. Der geriet einen Augenblick ins Schwanken. Dann aber trat der Katalonier der aufgerichteten Bestie mit seinem Stiefel in die Flanken, drückte den Hals des Wolfes weit von sich ab und ließ die Gurgel nicht mehr los.

Das Tier wand und krümmte sich unter den eisernen Menschenfäusten. Es heulte und fauchte, sackte wie in Todeskrämpfen ab. Salvatierra ließ nicht los. Es war sein Glück, denn gleich wieder schienen dem Wolf Riesenkräfte zu wachsen. Er setzte mit den Hinterläufen an den Schenkeln des Bauern entlang. Der verbiß sich den Schmerz. Trat dem Untier nur noch fester in die Weichteile, bis dem Wolf fast der Atem verging. Die Bestie zuckte und röchelte am Boden. Da ließ Oliwenza los. Aber als er nun die blutigen Lachen sah, auf der die Wollfetzen schwammen, flammte aufs neue die Wut auf. Etwas Teuflisches kam dem Bauern in den Sinn. Er riß eine Kuhglocke von der Wand und band sie dem Räuber um den gequetschten Hals. Der sprang hoch, taumelte, fiel wieder auf die Seite, schnappte nach rechts und nach links.

Oliwenza Salvatierra sah in die Lichter der Bestie, die starr funkelten, klein und voll erbärmlicher Furcht. Der Bauer verzichtete in seinem Siegerstolz darauf, endgültig zu töten, gab dem Wolf einige verächtliche Tritte, steif und voller Geringschätzung, bis der Blutreißer das zweite Mal hoch kam und schauerlich läutend davonstob. Da lachte der Bauer, tückisch, prustete auf und ging in die Steinhütte zurück, sich die Wunden auszuwaschen und zu verbinden. Der Sturm raste noch zwei Tage und zwei Nächte über die Bergketten der Pyrenäen, tobte im Tal: Als er zum dritten Male dämmerte, war es still in der Natur. Tief im Dickicht eines Zedernhanges, ohne Witterung des Rudels hatte der geschundene Wolf inzwischen seinen Blutrausch ausgeschnarcht. Jetzt rumorte es wieder in den Eingeweiden. Aber immer, wenn der Räuber ein paar Schritte nach vorwärts machte, sei es auch nur, um die Spur eines Käfers aufzunehmen, schlug die Kuhglocke an. Das brachte die Bestie zum Rasen. Sie stürmte davon, scheuerte sich den Hals an Bäumen und Gestein. Das Lederband aber hielt fest. Je toller der Wolf sich gebärdete, desto schauerlicher läutete die Glocke in die Nacht. Eulen kreischten, und Adler erhoben sich unwillig aus ihren Horsten. Bären verließen ihre Höhlen und jagten davon. Luchse und Hasen, Hirsche und Rehe, alles floh in panischem Schrecken vor der Kuhglocke. Selbst Mäuse piepsten sich ängstlich auf Kilometer hin Signale vor dem Ungewohnten zu. Vögel am Boden retteten sich rechtzeitig vor dem hungrigen Wolf. Auch der Wölfe bemächtigte sich Unbehagen, sie spitzten die Ohren: Sobald die Kuhglocke einem Rudel näher kam, jagte es in wahnsinniger Hatz davon. Immer wieder nahm die gezeichnete Bestie die Spur der Sippe auf, aber die Wölfe flohen entsetzt Hunderte von Kilometern im Kreise, den Schafreißer bald näher, bald ferner hinter sich. Der nährte sich schon von Baumwurzeln. Einmal geschah das Wunder, daß der vor Hunger rasende Wolf einen Igel lautlos zu beschleichen vermochte. Vor dem letzten Maulsprung jedoch im kurzen Aufsteilen, schlug die Glocke an. Blitzschnell rollte sich das Stacheltier zusammen, und der Räuber zerfetzte sich Nase und Zunge. In seiner Darmgier leckte der läutende Wolf schließlich das Harz von den Zedernstämmen, fraß das Gewölle von Eulen und die Leichen von Wildkatzen, die an Altersschwäche verendet waren. Da geschah es nach vierzehntägigem Ausweichen vor der Glocke, daß sich die Wolfsrudel der Berge und Täler um La Pola Salamanka und Cervera in einer hellen Mondnacht zusammenfanden, auf die Hinterläufe setzten und schauerlich heulten. Das war das Zeichen dafür, daß man bereit sei, den Schrecken der Wälder und Verscheucher jeglicher Beute zu empfangen. Es konnte der Witterung nach tatsächlich nur ein Wolfsbruder sein, der den Rudeln mit seinem Läuten die Jagdgründe der Pyrenäen verdarb. Die gleiche Kreatur beschloß aus einem natürlichen Instinkt der Selbsterhaltung, dem Spuk ein Ende zu bereiten. Aber erst zwei Nächte später stellte sich nach vielen vergeblichen Lockrufen der durch die vorausgegangene, unaufhörliche Flucht seiner Freunde aufs höchste mißtrauisch gewordene Störenfried. Nur noch ein Schatten seiner selbst, mit gebrochenen Lichtern, gesträubtem Fell und im Mondschein grauenvoll hervortretendem Gebiß, trabte der Gehetzte in die Runde. Der Hals ging tief zu Boden, die Glocke streifte den Humus des verwesenden Waldes. Einzeln kamen die Wölfe aus den Rudeln heran, beschnüffelten den so seltsam gepeinigten Bruder, der sich schließlich lang hinstreckte, den Kopf auf die Glocke gestützt.

So verharrten die Tiere allesamt eine Stunde: etwa vierzig Wölfe, einer hinter dem anderen stumm im Kreise

trabend, die Lichter nicht von dem flach hingeduckten Schafreißer lassend. Plötzlich erhob ein riesiger Leitwolf seine Schnauze in das Mondlicht und heulte langgezogen. Das war das Signal eines grauenhaften Angriffs. Die von dem Bauern Oliwenza Salvatierra gezeichnete Bestie wurde angefallen und in wenigen Sekunden in Stücke gerissen. Kein Widerstand des ausgehungerten Tieres erhob sich, nicht einmal ein Knurren wurde laut. Ehe sich die Rudel wieder voneinander trennten, beroch jeder Wolf das geheimnisvolle kalte, über und über von Blut beschmierte Metall der Kuhglocke.

Roesemanns letzte Reise.

Stizze von Edgar Schnell.

Joseph C. Roesemann, der fünfundvierzig Jahre lang für Seewalt und Co. gereist und unter Anerkennung seiner treuen Dienste mit einem zwar kleinen, aber auskömmlichen Ruhegehalt entlassen worden war, besagter Roesemann stand an einem sonnigen Vormittag, nachdem er die Abschiedsehrungen hatte über sich ergehen lassen, auf dem Bahnsteig, von dem die Züge nach Köln abzufahren pflegen. Er stand ganz am Ende des Bahnsteigs, dicht vor dem Schild, das Unbefugten das Betreten der Geleise verbietet, und schaute gedankenverloren in die Ferne. Ferne ist allerdings übertrieben, denn da die Strecke sich bald nach dem Verlassen des Bahnhofs in scharfer Kurve nach Süden endet, prallten seine Blicke gegen die geschwärzten Rückwände alter Mietskasernen, an denen nichts Bemerkenswertes zu sehen war, es sei denn ein neugieriges Gesicht hinter trüben Fensterscheiben, ein paar Wäschefahnen oder die große Seifenreklame. Es dauerte eine ganze Weile, bis Roesemann sich der Tatsache bewußt wurde, daß damit in Zukunft die Welt für ihn zu Ende war und daß es auch hier galt, Abschied zu nehmen; doch zögerte er nicht, die Folgerung zu ziehen. Er ergriff sein Köfferchen aus Vulkanfiber, das er nach alter Übung zwischen seine Füße gestellt hatte (so konnte es ihm nicht gestohlen werden), kehrte nach der Sperre zurück und enteilte. Der Mann mit der roten Mütze bl[illegible]m nach, mißmutig und mit dem Unbehagen, das einen wie eine Vorahnung kommender Unannehmlichkeiten zuweilen überfällt.

Die dunkle Ahnung des Beamten sollte sich bald genug verwirklichen. Roesemann, als Reisender und Verkaufskanone, hatte aus der Unruhe, die ihm seit jeher im Blut saß, eine tugendhafte Gewohnheit machen können; aber nun, da er vorzeitig, wie er glaubte, und unerwartet aus den eingefahrenen Wegen seines Daseins geworfen war, gelang es ihm nicht, sie in den Frieden eines beschaulichen Lebensabends auslaufen zu lassen. Vierzehn Tage lang erschien er jeden Morgen mit seinem Köfferchen zur Abfahrt des Kölner D-Zuges, nicht ohne vorher einen heftigen Kampf gegen tausend Einwände seiner Vernunft ausgefochten zu haben, — und an jedem Morgen wiederholte sich das gleiche Spiel: Er fragte umständlich nach der Abfahrtszeit des Zuges, ob keine Verspätung zu befürchten sei, ob der Zug Speisewagen führe, kurz, alles, was zu fragen auch der erfahrene Reisende gelegentlich in die Lage kommt. Dann bestieg er den letzten Wagen, schritt von Abteil zu Abteil, als suchte er, ein wenig verärgert, einen ruhigen und bequemen Platz, um endlich, obgleich er doch offenbar noch keinen gefunden hatte, der ihm zusagte, aus dem ersten Wagen den Zug wieder zu verlassen. Er tat das mit der Miene des Mannes, der seine Reiseerfahrung dadurch zeigt, daß er erst im letzten Augenblick wieder in den Zug springt. Bis zur Abfahrt stand er herum, oft nach der Uhr schauend, von Reisefieber geschüttelt, doch äußerlich ruhig und beherrscht. Es war sein glücklichster Tag, als ihn einmal der Fahrdienstleiter eilig aufforderte Platz zu nehmen. Nur schwer hatte er der Einladung, das Gesetz zu brechen, widerstehen können. Ein anderes Mal jedoch geschah es, daß ihn der mißmutige Stationsvorsteher, eben der Mann mit der roten Mütze, dem er verdächtig vorkam, um seinen Ausweis bat. Mit der schönen Würde des zu Unrecht Beschuldigten, doch aufgerissen bis zum Grund seiner Seele, zeigte er dem Manne seine Bahnsteigkarte, und beide wußten seither, daß diese eigentlich selbstverständliche und längst erwartete Bekanntschaft das Nahen des Verhängnisses beschleunigen würde.

Joseph C. Roesemann verwandelte sich, wenn sich der Zug in Bewegung setzte, aus dem Globetrotter in einen abschiednehmenden Freund, Gatten oder Onkel, der winkend und grüßend neben den Wagen herlief bis an das Ende des Bahnsteigs. Das schien ihm die geeignete Form, um unauffällig, wie er gekommen zu sein glaubte, den Bahnhof wieder verlassen zu können. Leider wurde er dabei eines Tages, um genau zu sein, zwei Tage nach jenem peinlichen Zwischenfall mit dem Stationsvorsteher, von einem Trittbrett erfaßt und mitten auf den Bahnsteig geschleudert, sei es, weil er an sich selbst und an seiner Unbefangenheit irre geworden war, sei es durch einen blindwaltenden Zufall. Wer will es sagen? Mit einer blutenden Kopfwunde blieb er bewußtlos liegen.

Als er im Krankenwagen erwachte, standen sogleich die vergangenen Stunden vor ihm, mit großer Deutlichkeit und ohne daß auch nur eine Sekunde an ihnen fehlte. Er schloß die Augen, um ganz mit sich allein zu sein. Es brauchte niemand mehr, auch der Wärter nicht, um ihn zu wissen, um ihn, den zur Ruhe gesetzten Reisenden Joseph C. Roesemann, dem sein Wunsch in Erfüllung ging, noch einmal, ein einziges, letztes Mal, den stampfenden Rhythmus der gefederten Räder spüren zu dürfen und in die Ferne zu reisen, mitten durch die geschwärzten Mietskasernen hindurch in eine weite, blaue Ferne . . .

Der Mann mit der roten Mütze hatte hörbar und erleichtert aufgeatmet, als er endlich seine trüben Vorahnungen erfüllt sah und nach dem Bahnarzt und dem Polizeiwagen telephonieren durfte. Spät am Abend, als er das Protokoll über den Unglücksfall schrieb, war er sogar bereit, dem Verunglückten oder vielmehr inzwischen bereits Verstorbenen einige freundschaftliche Gedanken einzuräumen. So versöhnte der Tod Joseph C. Roesemann mit seinem Schicksal und mit dem Feinde, den er, ohne es zu wollen, sich gewonnen hatte.



Bunte Chronik



Dem Gedenken der Opfer der Berge.

In jedem Jahre fordern die Berge ihre Opfer. Viele von ihnen ruhen in den kleinen Friedhöfen der Gebirgsdörfer, manche aber verschwanden auch spurlos, und wieder von anderen erfuhr man niemals Namen und Herkunft. In der romantischen Bergwelt des Kalkkögel bei Innsbruck ist jetzt ein schlichtes Bergkirchlein errichtet worden, die Marienkirche, die ihre Entstehung der Anregung des Pfarrers Reinthaler von Kematen verdankt. Die kleine Kirche enthält neben der Sakristei einen durch eine Mauer eingefriedeten Raum, der als Gedächtnisfriedhof für die unbekannten verunglückten Bergsteiger dieser Gegend bestimmt wurde.

*

Wie man Eifersucht heilt...

Mancher bezeichnet die Eifersucht als eine Leidenschaft, die — nach dem bekannten Wortwitz — „Leiden schafft". Doch kann man auf diesem Gebiet auch anderen Ansichten begegnen. So meint der Pariser Arzt Dr. Dumoulin, daß es sich hier um eine richtige Krankheit handle, die durch entsprechende Heilmittel behandelt werden müsse. Und zwar empfiehlt er zu diesem Zweck eine Ernährungsweise besonderer Art. Also man nehme morgens auf den nüchternen Magen ein Glas Wasser, mache einen schnellen Spaziergang von halbstündiger Dauer, esse fleischarme und würzlose Kost, treibe reichlich Sport und beschäftige sich mit abstrakten Wissenschaften wie der Mathematik, vermeide aber berauschende Getränke, Kaffee und Tabak. — Die Kur scheint nicht besonders originell zu sein. Sie mutet wie ein Allheilmittel gegen Schlemmer an.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.